

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Grenznachbarn
Autor: Limbach, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

abgerissene Worte und halbe Sätze geschrieben, die ihm vielleicht einen peinlichen Prozeß zu ziehen konnten. Das Papier war augenscheinlich ein Sündenregister, das er zu besserer Erinnerung hingekritzelt, bevor er in der Osterwoche zur Beichte ging. Unter anderm hatte er geschrieben: „Ho detto più volte male del P.“ („Ich habe mehrmals übel von P. gesprochen“), und wen anders konnte dies P., wie der Richter drohend betonte, wen sonst konnte es meinen als Papa, Seine Heiligkeit den Papst? Martinos Freunde, die sich unter den Zuhörern befanden, erschrocken gewaltig; denn sie wußten, daß dies wahr war: er hatte ja selber erzählt, daß er bei seiner letzten Beichte nur mit größter Schwierigkeit die Absolution habe erhalten können, da er Papst Urban VIII. einen Dieb genannt, weil er die tuferne Dachstühle des Pantheons hatte fortführen lassen, damit der Schurke Bernini daraus das Tabernakel zur Peterskirche gießen könnte. Ein Schauder des Entsehens durchfuhr die Zuhörerschar; da ging es ans Leben, es galt den Galgen. Aber Martino Lunghi war nicht derjenige, der sich verblüffen ließ. Mit der ruhigsten Miene von der Welt entriß er der Hand des Richters das Papier und antwortete kurz und schroff: „Sie irren sich, Herr Richter! P. bedeutet Peparelli, den Baumeister, einen meiner ärgsten Feinde, den ich mehrere Male verleumdet zu haben gestehe. Uebrigens, was für ein Richter sind Sie, daß Sie nicht einmal wissen, welch gemeines Verbrechen es ist, etwas, das unter dem Siegel der heiligen Beichte gesagt worden, zu verraten und auszustreuen? Wenn dies dem heiligen Vater zu Ohren kommt, so haben Sie zum letzten Mal zu Gericht gelesen!“ Der Richter ward totenbleich und blieb sitzen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Martino wurde freigesprochen, aus dem Gefängnis entlassen, erhielt sein Sündenregister und seinen Ercolino zurück, und als er heim zu Sora Terenzia kam, erwartend, des Vaters Stock zu kosten zu bekommen, da empfing sie ihn mit offenen Armen, küßte ihn auf beide Schultern — denn höher reichte sie nicht — und nannte ihn ihr Goldherzchen.

Acht Tage lang machte sich ganz Rom lustig über die Richtergeschichte, und von da an blieb Martino lange Zeit in Ruhe vor den Söhnen des Papstes. Aber schließlich kam es doch zu einer Katastrophe ...
(Schluß folgt).

Ferdinand Hodler.

Vater und Sohn, Zeichnung.



Es wurde in letzter Zeit viel darüber geredet, ob eine innere Verbindung zwischen der deutschen und der deutschschweizerischen Kunst und Literatur, ja zwischen den Kulturen dieser beiden Länder überhaupt vorhanden und möglich und ob sie in diesem Falle heilsam oder gefährlich sei. Der Streit ist nicht geschlichtet; aber die Tatsachen zeugen von den schlimmen Folgen einer *französischen* Verbindung der Schweiz mit dem großen Nachbarvolke: die Berlinerei hat leider auch schon zu uns ihre unfruchtbaren Wucherwurzeln herübergesandt, und neben dem alten, festen, geraden und, hoffen wir's, unzerstörbaren Stamm der echten, erdgewachsenen Schweizer Kunst macht sich schon an allen Enden das großblättrige Schlingengewächs der Literaten bemerkbar. Mit Schaudern muß man nun auch bei uns die Entdeckung machen, daß junge Tintenflexer allein durch ihre unermüdliche Aufdringlichkeit sich ihren Namen in Ohr und Herz der guten Schweizer hineinzuschreien vermögen, daß Kollegen aus der Studentenzeit, deren literarische Ambitionen wir nur mit leidig belächelten, vermöge ihres dicken Felles und des beigelegten Rückportos sich einen Platz nach dem andern in der heimischen Presse erschlichen haben. Und wenn uns auch zuerst der Name eines Trotteis in pathetischer Perspektive nur zu fröhlichem Lachen reizt, so macht es uns doch im Hinblick auf die Zukunft besorgt und traurig: Sollte es möglich sein, daß die

gesunde Abseheu des Schweizers vor dem wallenden Dichtermantel und dem interessanten Lockenhaupt des Literaten, die Spitteler lebhaft mit Recht rühmte, sollte es möglich sein, daß sie einer flachen Interessiertheit Platz machen müßte?

Wer so seine Befürnis auspricht, braucht nicht notwendigerweise dem nationalen Kraftproletentum das Wort zu reden. Wer den Nesthöhlen haft, braucht nicht den Knoten zu lieben, der mit Stallsleidern ins Konzert sitzt und Fremden schweizerdeutsch antwortet. Wer weiß, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, wird auch imstande sein, französisch zu lernen, und echte Bauern kostümieren sich nicht mit Bauernkleidern.

Suche jeder Künstler zu gestalten, wie ihm Augen und Hände es sagen: dann wird er auch ohne Gefahr das fremde Werk sich betrachten können. Erst bau'e dein eigenes Haus — aber dann besu'd auch die andern Ansiedler! Und dieses Bild führt uns auch zur praktischen Lösung jener Frage: „Gibt es eine organische, gesunde Verbindung zwischen schweizerischer und deutscher Kultur?“ Räumlich: wer sein Haus weltweit öffnen will, muß bei den nächsten Nachbarn anfangen, muß ihr Haus zuerst unter das Dach der Freundschaft bringen. Hier ein Baum und dort ein Baum macht keinen Wald: der enge Anschluß macht's. Was in aller Welt haben wir in Berlin zu tun! Gesunden Anschluß werden wir allein mit Süddeutschland bekommen. Welch schönes, ermunterndes Beispiel ist J. P.

Grenznachbarn.

Hebel: ein Deutscher — und doch, wer fragt darnach, ob er in Baden oder Basel geboren?

Zu diesen Betrachtungen regte mich ein neues Büchlein des schwäbischen Dichters Ludwig Finckh an: „Die Reise nach Tripstrill“, das uns wieder so recht deutlich zeigt, wie nah verwandt uns die Nachbarn überm Rhein sind: nicht so trocken und sachlich wie wir, nicht so stark an der festen, greifbaren Realität hangend; linder und zierlicher, liebenvoller und auch etwas enger; aber dieselbe Liebe fürs Einsame, Ungekünstelte, derselbe Glaube an das Herz, derselbe Mut, diese widerborstige Welt zu zähmen. It's ein Zufall, daß der Genginger Wagnergesell, der auszog, Tripstrill zu suchen, und der dieses Wunderland schließlich im eigenen Herzen findet, daß er am Untersee landet — am Schweizer- oder am deutschen Ufer? wir wissen's nicht.

Dieses Grenzwasser ist seit Jahren ein Sammelpunkt schweizerischer und deutscher Künstler. Ich nenne nur Hermann Hesse und Ludwig Finckh als Deutsche, Otto von Greuzer und Max Bacherer als Schweizer. Ohne weiteres hat die Schweiz Hermann Hesse für sich annexiert wie dazumal J. P. Hebel. Und er hat es sich gern gefallen lassen: hat er doch an Keller mehr gelernt als an irgend einem andern Meister. Diese Zeilen nun möchten auch Ludwig Finckh den Eidgenossen zum Ehrenbürgertum empfehlen. Er verdient unsere Freundschaft so gut wie sein vielseitiger, sicher aber nicht echterer Landsmann, Freund und Nachbar. Und speziell seine „Reise nach Tripstrill“ muß uns Schweizer, wie gesagt, anheimeln, gerade weil alles, was daran an unser Fühlen und Denken und an das Schauen und Schreiben unserer Besten erinnert, weil all das nicht in der Schule Gottfried Kellers entstanden, sondern aus schwäbischen Böden erwachsen ist.

Ich begehe nicht die Geschmaclosigkeit und — Unverschämtheit, Finckh einen schwäbischen Keller zu nennen. Es wäre ein Unrecht an Finckh selber: er ist und bleibt auch dort, wo er Tra-

gik wirklich zu schildern vermag, *Goldhüller*. Aber daß er in seinen eigenen Schuhen bleibt und nicht wie andere Zwerge zu „gottfriedkellern“ sucht, macht ihn uns lieb: auch das Alpenheidekraut ist der knorrigen Bergföhre wesensverwandter als ein verrenkter Talbusch.

Gerade wegen dieser Echtheit und Ungeschminktheit des schwäbischen Dichters mögen uns in seinen Werken manche Züge befreunden, die eben außerhalb unserer Schweizer Natur liegen: manches werden wir mit Unrecht zu gemütvoll finden, weil wir einen steifern Thorax haben. Dies gilt vor allem vom „Rondondotor“, der mit Unrecht Finckhs bekanntestes Buch blieb; denn die neuern Bücher „Rapunzel“ und die genannte „Reise nach Tripstrill“ sind viel herber gehalten und weit geschlossener konzipiert und geschrieben. Und Finckhs klare und geradlinige Weltanschauung tritt hier noch deutlicher und fester zutage: es ist immer das alte Tripstriller Thema, das ja eine echt deutsche Melodie bedeutet und schon vom herubinischen Wandersmann unermüdlich wiederholt wurde:

„Halt an! Wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir!
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihm für und für!“

Das Tripstriller Thema, das auch im Lied des jungen Töpfers aus Finckhs neuem Buche tönt, dem tiefsten und bedeutendsten Gedichte Finckhs, mit dem ich auch am liebsten schließen will:

„Eine Stunde in der Nacht
Denkt mein Schatz an mich und wacht;
Berg und Bach und Strom und Meer:
Erde, bist du groß und schwer!“

„Eine Stunde nur am Tag
Schlüpft zu mir ein Vogelschlag;
Dreht die Scheibe sich nicht mehr:
Nichts ist groß, und nichts ist schwer.“

Dr. Hans Limbach, Glarisegg.

Die Funde aus der Völkerwanderungszeit in Beringen, Kt. Schaffhausen.

Mit siebzehn Abbildungen.

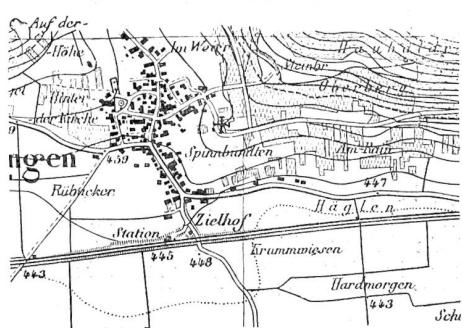
Ungefähr vier Kilometer westlich von Schaffhausen liegt etwas nördlich der alten Landstraße, die von dieser Stadt auf dem rechten Rheinufer über Neunkirch nach Thiengen durch den lieblichen Klettgau führt, in einem engen Tälchen zwischen zwei bewaldeten Hügeln das Dorf Beringen. Dort stieß ein Landmann, dessen Güthen an dem mit Reben bepflanzten Hang des östlichen Hügels liegt (s. Abb. 1), wo dieser in scharfer Wendung nach dem Seitentalchen umbiegt, als er seine Feldfrüchte einwintern wollte, auf ein Grab, dem er zwei große, stark oxidierte Fibeln und eine mit in Zellen gefassten Rubinen verzierte goldene Scheibe entnahm. Diese Gegenstände brachte er, nachdem ihn Bekannte auf deren möglichen Wert aufmerksam gemacht, in das Schweizerische Landesmuseum nach Zürich, wo er vernahm, daß es sich um einen Fund aus der Völkerwanderungszeit handle. Das Landesmuseum kaufte die Objekte, unter der Bedingung, daß ihm gestattet werde, auf dem betreffenden Grundstück gegen entsprechende Entschädigung weitere Nachforschungen anzustellen. Diese dauerten vom 5. bis

13. Dezember 1910. Man fand im ganzen 29 Gräber auf einer verhältnismäßig kleinen

Grundfläche von etwa 34 m Länge und 18 m Breite. Einige waren leider schon

früher bei Landarbeiten und bei der Anlage eines Sträßchens zerstört worden, ohne daß man den dabei gemachten Funden größere Bedeutung beimaß. Die Gräber lagen, wie dies bei solchen aus der Völkerwanderungszeit fast immer der Fall, bald gruppenweise vereinigt, bald zerstreut und glücklicherweise nur wenige Fuß tief unter der Humusschicht. Bei der Mehrzahl ruhten die Skelette in einer einfachen Grube. Nur wenige waren entweder zwischen zwei Trockenmäuerchen gebettet oder vollständig mit solchen umrahmt worden. Spuren von Holzfärgen fanden in drei Fällen nachgewiesen werden. Die Leichen lagen fast durchweg mit dem Kopfe nach Westen gerichtet. Nur drei Gräber machten eine Ausnahme. In zweien davon hatte man die Leichen in der Richtung von Nordwest nach Südost, in einem von Südwest nach Nordost eingebettet. Alle Toten waren bestattet, nicht verbrannt worden. Dabei wiesen die Kohlen, die man überall in der Nähe der Skelette fand, auf die Gleichartigkeit der bei diesem Anlaß üblichen Gebräuche. Die Nachforschungen außerhalb dieses Platzes verliefen resultlos. Es dürfte darum dieses kleine Gräberfeld der Friedhof einer einzigen Familie, bzw. Sippe gewesen sein, deren Hofgut zweifellos in der Nähe lag. Da es aber nur aus Gebäuden von Holz, wahrscheinlich mit Verwendung von Lehm und Flechtwerk bestand, ist es längst spurlos verschwunden.

Im allgemeinen enthielten die Gräber Beigaben, wie man sie in alamannischen Nekropolen zu finden gewohnt ist: die der Frauen größere und kleinere Gürtelschnallen und Riemenzungen, Halsketten aus Perlen verschiedener Art, Ohringe aus dünnem Bronzedraht und kleine Messerchen, die der Männer ebenfalls Gürtelschnallen, sowie kleinere und größere Messer (Scramasaxe). In einem Grab war dem Toten auch noch ein Teil seiner Waffen beigegeben worden, da man



Beringer Funde Abb. 1. Beringen und Umgebung.
(+ = Fundstelle).